

Barlachs Landschaft und das Gutshaus in Liddow

(Schlußkapitel aus „Klar sehen und doch hoffen. Mein politisches Leben.“ Aufbau Sept. 2012

Kein Künstler hat mich lebenslang so angesprochen wie Ernst Barlach. Einmal im Jahr muss ich nach Güstrow und in seine Landschaft fahren. Barlach begegnet mir so sanft wie kraftvoll, so zeitbedingt wie überzeitlich, so bildnerisch wie sprachlich faszinierend, so tief religiös wie geweitet in seinem Denken, fern allem Dogmatischen. Ich sehe ihn gehen, jeden Tag eine, zwei, drei Stunden unter freiem Himmel zu Fuß zwischen Bäumen und Sträuchern, Weihern und Waldstücken, an Seen und Kanälen unterwegs. Mann im Wind. Wanderer, Schäfer, Vergnügtes Einbein. Aufgerissen, aufgetürmt, verhangen der Himmel. Dämmergrau und sonnenklar, azurblau und kumuluserzaubert, schäfchenwolkig und gewitterdrohend-schwarz das Firmament. Der Himmel erzählt Leben für den, der sieht. Wer unter ihm zu leben weiß, wird frei, fühlt sich erhoben ins Träumerische und bleibt doch auf dem Boden der Tat-Sachen. Kein Zufall, dass Barlach sich von seinem „Träumer“ nicht trennen mag, nicht trennen kann. Den Käufern signalisiert er „ich will es gerne glauben, dass Sie an dem Stücke Gefallen haben. Es sind die Wellen der mecklenburgischen Landschaft.“ (geäußert gegenüber Friedrich Schult 1936) Den Wegen folgen und querfeldein gehen; vor einem knorrigen alten Baum verharren, aufgestützt auf den Spazierstock, blinzeln, murmelnd, schweigend - sagen wir: vor einer wohl achtzigjährigen Buche, so majestätisch wie die Solitäreiche. Mit ihm das Verwachsene wie das stolz Hochgewachsene wahrnehmen. Das Heile und das Beschädigte. Und wieder und wieder die Weite erspüren -, sie in sich hineinlassend, das Innere weitend. Ich halte Ernst Barlach ohne seine Landschaft nicht für vorstellbar. Absichtsloses Gehen. Die Studien macht das Auge und nimmt die Landschaft in genaueste Erinnerung. Da begegnet er Menschen, wie er sie in der Großstadt Berlin nie hätte sehen können, sagt er selber. Ich frag mich, warum nur ist er nicht Maler geworden ist. Weil er Menschen gestaltet hat, sich selbst und ihnen belegend in der Natur; aufeinander zugehend und aneinander vorübergehend, sich der Unbill des Lebens stellend. Der Felder sattes Grün, wogendes Gold, stachelnde Stoppeln, brennende Kartoffelkrautdüfte, satte Erdschollen, schneebedeckte Weiten in sich aufnehmen. Und so erst verstehe ich ihn ganz: Vor dem Farbenreichtum und dem Licht-Schattenspiel immer neu erstaunen, das Glück der Augen, wie das Glück, ganz bei Sinnen zu sein genießen: im Hören Riechen, Fühlen, Sehen, Erschmecken, Genießen.

Dazu jenes herzerwärmende Rotbraun der gotischen Ziegel des Domes und der Pfarrkirche, im Gegenlicht zumal oder bei tief stehender Sonne auf sich wirken lassen – noch mehr hinter blauem Himmel mit Haufenwolken, aufgetürmten und zerreißen, ein Ziegelrot, das bei jedem Licht anders leuchtet. Immer wieder das beruhigende Grün der Linden. Meine Mutter ist Mecklenburgerin und ich war in fast jedem Sommer als Kind bei den Großeltern in Gnoien.

Was ich sehe, ist alles ist so schön, dass jeder Schauende beinahe zerplatzen müsste. Barlach konnte es in „Kunst“ umsetzen, der „Natur“ etwas ablauschen, ohne sie wiederholen zu wollen, zu können, zu dürfen. Kunst ist für Barlach „die äußere Darstellung eines inneren Vorgangs“.

Die Luft, die reine, die scharfe, die schmeichelnde, die laue, die schneidende, die stille, die bewegte, die sanfte, die flimmernde, die stürmische... das Echo zwischen Domläuten und Scheunengiebeln weitab, zurückwerfend die Klänge. Ein platonisches Gleichnis. Ich versuche, es ihm nachzufühlen. Die Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten. Alles kehrt wieder und ist doch nicht dasselbe.

Zur Landschaft gehören die Häuser, die geduckten wie die stolzen, die Stadtsilhouetten von Wismar, Rostock und Stralsund, und immer wieder von Güstrow im Morgen-, Mittag- und Abendlicht. Zu seiner Landschaft gehören die Menschen, die ihm begegnen, die Kraftvollen und die Humpelnden, die Ausgezehrten und die Wohlgenährten, die Gezeichneten und die Aufrecht-Widerständigen, die (Selbst-)Zweifelnden und Lebensmutigen, Sänger und Flötenbläser. Verletzliche und das Verletzte. Das Empfindsame und das Mitleidende abspüren – im unendlichen „Fries der Lauschenden“, aber auch im majestätisch-kraftvollen des Spaziergängers oder des Wanderers im Wind, die stehende Bäuerin und die weinende Frau, die hockende, die sitzende, die lachende Alte. Von seiner Landschaft her begegne ich ihm noch einmal „ganz anders.“ Barlachs Landschaft sehe ich, dann lese ich seine Naturbetrachtungen im Tagebuch und in Briefen. Er selbst wird sicht- und hörbar als ein so expressiver wie leiser Landschafts-Lautmalers, der Sehen, Fühlen, Horchen, Wohligsein und Frieren auf eine so selbstverständliche und nachempfindbare Weise in seine Bildsprache zu bringen vermag. Das Dürre und das Üppige, die Seen und die See, das Aus-Sich-Herauswachsen und das Über-Sich-Hinauswachsen, die Stille und der Sturm, das ganz Kräftige und Erblühende wie das Verletzte, Abgebrochene, willkürlich Zerstörte wird Gestalt. Was wäre die Landschaft schließlich ohne Morgennebel, ohne Abendfeuchte, Nachtstille und Singvogelkonzerte, ohne Unkenrufe und Froschgetöse, ohne die Rinnsale und die Bäche, ohne knirschenden Gang durch den Schnee und den federnden Gang durch weichen Waldboden. Die Seen, von Ufer zu Ufer, die Spiegelungen, jene schönen Illusionen der Verdoppelung, die Erreichbarkeit des anderen Ufers, jene ausstrahlende Stille des Wassers und sein Aufgewühltsein im Winde, das Wellenschlagen im Sturm. Nicht nur die mecklenburgischen Seen, auch die Ostsee mit dem Fischland, mit Hiddensee und Rügen! Immer wieder zieht es mich an diese See, nicht an die Nordsee. In die Heimat eben.

So sitze ich im Sommer 2011 im Gutshaus in Liddow auf Rügen, weitab von allem, schweigend, allein und mit allem verwoben.

Gleichmäßiges, starkes, ein fast stumpfes Rauschen. Die riesig wirkende Pappelgruppe wird von Windböen geschüttelt. Ein Geräusch, als sei da ein Ton auf dem Weg von einer Unendlichkeit zu einer anderen. Rechts von den hohen Bäumen eine alte Lindenallee. Geducktes Holz, dem Himmel nicht so nah wie die Pappeln. Sie trägt mit Stille zur Landschaft bei - der Wind hat keine Lust heute, so tief durch Blattkronen zu fliegen.

Der Himmel spielt mit seinen Wolken. Vorhang zu, Vorhang auf. Dazu Getschilpe, Getschilpe. Schwalben mir direkt zu Kopfe, noch und noch. Im Nest, im dicken Knöterich, versorgt ein Bachstelzenpaar seine Jungen. Mich aufgeregt beobachtend, eilig, wahrlich flatterhaft.

Ich sitze still im Garten, wohl eine Stunde lang. Nichts als: da sein. Da sein: als ein beinahe Nichts. Der Natur bin ich egal – und fühle so, dass ich ihr Teil bin. Warum aber haben die Vögel kein Vertrauen zu mir? Ich tu ihnen doch nichts. Und der Himmel ist frei von Raubvögeln. Ich sehe keinen Habicht. Und über den Boden schleicht keine Katze. Ein Vögelchen ist raus aus dem Nest und hält sich mühsam auf dem Mauerfirst, auf einem schrägen Dachstein. Ist wohl zu nahe bei mir, bekommt daher nichts von der ängstlichen Mutter. Rückt weiter heran. Rutscht, fällt herunter, liegt im Gras zwischen den Malven. Ich nehme es vorsichtig in die Hand. Es strampelt aufgeregt. Es fasst sich so zart an. Ich setze es wieder auf den First. Nun bewegt es sich in die richtige Richtung – unter die schützend üppigen Knöterichblätter. Dem Nest zu. Dann plötzlich fliegt der kleine Vogel. Landet auf dem Zinkfensterbrett des Hauses, wundert sich wohl, wie glatt und warm das Blech ist. Kriecht in eine Fensterecke. Ich nehme das Tier, setze es wieder hoch. Erneut bleibt die Vogelmutter auf Distanz. Sie geht aber auch nicht ins Nest – will mir wohl nicht zeigen, wo es ist. Keiner soll genau sehen, wohin sie die Nahrung im Schnabel bringt. Am nächsten Morgen die gleiche Szene. Die Vogelmutter kommt mir nicht zu nahe. Sie schützt sich, um ihr Nest zu schützen. Wenn ihr etwas Böses geschieht, verhungern die Kleinen. Also muss sie leben bleiben. Und das heißt, vorsichtig sein.

Heute Morgen ist „mein“ Vögelchen nicht mehr da. Konnte es nun fliegen oder hat es die Eule heute Nacht gefunden? Die will auch leben. Alles will leben, und eins nährt sich vom anderen. Sorge und Glück. Verzweiflung und Lebensfreude. Immer ist ein Wesen in Sorge um die Kleinen, auf dass sie groß werden, um wieder Kleine zu haben, für die wiederum sie sorgen können.

Gut verstehe ich, was Albert Schweitzer meinte, als er sagte: „Ich bin Leben, das leben will mitten unter Leben, das leben will“. Ich auch. Aber ich bin auch Leben mitten unter Leben, das Angst hat vor denen, die von mir leben wollen und also gegen mich leben. Bin also auch Leben mitten unter Leben, das Angst hat. Liebe und Angst. Liebe als Leben gegen die Angst, die Angst als Motor für ein Leben – um Angst zu überwinden - in Liebe. Klar sehen, dass Leben kostet. Und doch hoffen, dass der Preis niemals höher ist, als Liebe geben kann. Ist so Frieden, dann gibt Liebe wohl mehr, als man hoffen kann.